

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 173.

Donnerstag, 27. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(35. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hedda von Schmid.

„Spekulation“, schob es Fred durch den Sinn, „es war Flug von der Operettensängerin, einen Mann zu heiraten, der sie nach kurzer Frist zur reichen Witwe machen würde.“ Doch sofort schämte er sich seines unedlen Verdachts. Wenn Haralds Witwe hätte geltend machen wollen, so wäre es ihr doch ein leichtes gewesen, es zu tun. Warum hatte sie der Familie ihres Gatten die heimliche Trauung in England verschwiegen. Ein langsameres Verstehen kam über Fred. . . . Ein Begreifen dieser stolzen, jungen Frauenseele. . . . Ihren örgsten Feind hatte Henrika ihn genannt. . . . Wie kam sie dazu! Ja — sie war ihm nicht sympathisch gewesen — aber sie besaß trotzdem keine Veranlassung dazu, ihn ihren Feind zu nennen. Er konnte sich's gut vorstellen, wie sehr eine Henrika dy Santos zu hassen imstande war — er wußte es, wie stark ihr ieselisches Empfinden war, seitdem er sie in der Rolle der Skaren gesehen hatte. . . . Aber auch zu lieben verstand dieses junge Weib. . . . Er begriff seinen Bruder nun voll und ganz. . . .

Diese letzte Bitte Haralds hat ihn auf das tiefste erschüttert. . . . Wie ein Testament erscheint ihm dieser Brief, den Harald zwei Tage vor seinem Tode geschrieben hat. Es war Fred rätselhaft, daß er erst jetzt — und auf dem Umwege über das Weltmeer in seine Hände gelangt war. . . .

Er nimmt das Begleitschreiben zur Hand und liest die Unterschrift: „Heino Geltern“. Der Name kommt ihm plötzlich so bekannt vor — richtig, so hieß ja der junge Schauspieler, den er flüchtig bei Grönings kennen gelernt hatte. Haralds Schreiben war ein zusammengefalteter Schein entfallen — Fred breitete ihn vor sich auf dem Tisch aus — nein, es ist kein Zweifel — es ist der Trauschein seines Bruders. . . . Keine Möglichkeit noch zu glauben, daß Harald seine Absicht, Henrika zu heiraten nicht ausgeführt hat, ist hiermit geschwunden. . . . Fred ist noch wie erstarrt über diese Lösung: die Filmprinzessin seine Schwägerin, die Witwe seines Bruders. . . . Er wundert sich halb unbewußt darüber, daß es ihm nicht als etwas Unmögliches, Unerhörtes vorkommt, daß Henrika ebenso wie seine Mutter eine Baronin Strodtmann ist. . . . Dann liest er den aufklarenden Begleitbrief. Er ist aus New York datiert und lautet:

„Sehr geehrter Herr Delarue!

Einliegend übermittelte ich Ihnen ein an Sie adressiertes Schreiben, das durch einen seltsamen Zufall in meine Hände gelangt ist. Es befand sich in einem Käfferchen, das Ihrem verstorbenen Herrn Bruder, Herrn von Strodtmann, gehört hat. Durch Umstände, die hier zu erörtern nicht notwendig sind, kam ich in den Besitz von Dokumenten, die einer mir nahestehenden Person gehören und die sich ebenfalls in dem genannten Käfferchen befanden, das in der Nacht, in welcher Ihr Herr Bruder ums Leben kam, aus dem halbzertrümmerten Wagenabteil, wo der Tod ihn im Schloß überraschte, entwendet worden ist. Der Dieb, der die

im Käfferchen befindlichen Wertsachen sich angeeignet, hatte die Dokumente, die er in einer wappengeschmückten Brieftasche vorgefunden, ebenfalls behalten, ohne sich mehr als flüchtig von ihrem Inhalt zu überzeugen. Seinen Worten nach war es seine Absicht gewesen, daß gestohlene Gut späterhin den Unverwandten des Barons Strodtmann zuzustellen, ich vermag jedoch dieser Versicherung keinen Glauben zu schenken. Ich habe dem Manne, der einen verkommenen Eindruck macht, versprochen weder Ihnen gegenüber seinen Namen zu nennen, noch eine Anzeige gegen ihn zu erstatten — es ist ein Schwerkranker, der bald vor einem höheren Richter stehen wird. Ich erachtete es für meine Pflicht, den an Sie adressierten Brief, sehr verehrter Herr Delarue, mit umgehender Post Ihnen zu übersenden. Genehmigen Sie den Ausdruck vollkommener Hochachtung

Ihres ergebenen

Heino Geltern,

Mitglied des Wiesinger Ensembles

z. B. New York.

Fragen, auf die er keine Antwort fand, jagten einander in Freds Hirn.

Fred, der Sichere, Selbstbewußte, stand plötzlich ihn erschütternden Tatsachen mit gebundenen Händen gegenüber.

Es war eine Schicksalsfügung, der er sich im ersten Moment des Staunens nicht gewachsen fühlte. Dann gewann er seine gewohnte ruhige Überlegung. Er mußte es so schonend als möglich seiner Mutter mitteilen, daß die Filmprinzessin Henrika dy Santos — Haralds Witwe war.

Fred bangte beim Gedanken daran, in welcher Weise die alte schwerebene Frau diese Enthüllung aufzunehmen würde? Vielleicht würden ihre Tränen linder fließen, wenn sie Haralds letzten Brief gelesen hätte. . . . Er war ein mit dem Male frühen Todes Gezeichneteter gewesen. Möglicherweise hatte ihn sein schnelles Ende vor einem langen, qualvollen Siedhium bewahrt. . . . Gehirnkrämpfe wären voraussichtlich seine Todesursache geworden, ähnlich wie die, an welchen sein Vater, der lebenelustige Baron Strodtmann, gestorben war — noch in der Blüte seiner Jahre stehend.

Fred betrachtete es als ein Glück, daß seine Mutter von Irmgard Löhstädt begleitet wurde. Er beschloß mit Irmgard zu reden, ihr alles über Harald und Henrika mitzuteilen. . . . Er würde dadurch in ihrem Herzen Wunden aufreissen — das verhehlte er sich nicht, aber daran war nichts zu ändern — erfahren würde sie die näheren Umstände ja doch. Sie kannte die seelischen Stimmungen seiner Mutter jetzt besser als er — der Sohn — die Pflege, die sie der Baronin in der ersten, schweren Zeit gewidmet, hatte an Selbstausopferung geprägt.

Am ersten Abend nach ihrer Ankunft in Berlin, saß Irmgard im Erkerzimmer, einem lauschigen Gemach in: Biedermeierstiel, Fred gegenüber. Die Baronin

hatte sich, wie immer so auch heute früh zurückgezogen, Fred hatte Irmgard gebeten, noch ein halbes Stündchen mit ihm zu verplaudern.

Sie war nach dem ersten großen Schmerz ihres Lebens beinahe noch hübscher geworden . . . Ihre Büge hatten die weiche, kindliche Rundung verloren, fein und schmal saß der blonde Kopf auf dem schlanken Hals, ruhig und gesammelt war der Ausdruck ihrer Augen.

Hier in diesem Gemach, dessen Fenster nach dem alten, schattigen Garten hinaus gingen, vernahm man nichts von Straßenlärm. Das elektrische Licht war durch seidene Lampenschirme gedämpft. Unendlich friedlich war hier alles. In diesem Frieden sollte Fred nun wie ein Wurfgeschöß, das Staub aufwirbeln würde im besten Fall, das aber noch tiefer zu treffen imstande war, seine überraschende Mitteilung schleudern.

Fred rauchte, nachdem er von Irmgard hierzu die Erlaubnis eingeholt hatte, eine Zigarette und suchte vergeblich nach einer passenden Einleitung zu dem, was zu sagen er sich vorgenommen, was ihr anzuertrauen ihm unerlässlich dünkte.

Mühsam schleppte sich das Gespräch hin, da bot Irmgard durch eine Frage eine willkommene Anknüpfung:

„Wie macht sich eigentlich jetzt mein Schübling Fritz Kunstmann, Fred?“

„Ich bin zufrieden mit ihm“, antwortete Fred und warf seine halbausgerauchte Zigarette in die Aschenschale, „seine Leistungen sind derart, daß sein Gehalt Weihnachten um die Hälfte erhöht werden soll.“

„Das freut mich — das will ich seiner Mutter schreiben“, sagte Irmgard warm. „Die gute Frau Kunstmann wagt sich oft nach ihrem einzigen Sohn. Ich besuchte sie kürzlich in Schwartau. Es ist entzückend dort. Frau Kunstmann bewohnt ein altes, kleines Häuschen dicht bei Riesebusch, dem Buchenwald.“

Vor Freds innerem Auge steht plötzlich das Bild, das Harald ihm in sein'm Brief geschildert: er und Henrika unter den Buchen im Riesebusch — er sie bittend, sich ihm, dem unheilbar Kranken, für den kurzen Rest seiner Erdenstage zu schenken . . .

„Irmgard“, sagte Fred hastig, „ich habe eine Bitte an Sie — ich brauche Ihren Rat. Sie als Frau empfinden selbstredend anders als ich dazu imstande bin. Es betrifft nämlich meine Mutter — meinen Bruder und — seine Frau — seine Witwe“, verbesserte er sich und blickte Irmgard gespannt an.

Ihre Brust hob und senkte sich in einem tiefen Atemzug. „Also doch“, sprach sie dann leise, „wie gut das ist, wie gut.“

In ihrer tiefen, warmen Stimme war ein befreites Ausklingen.

Fred wußte vor Überraschung nichts zu erwidern . . . So also nahm Irmgard diese wichtige und seltsame Mitteilung auf? Zeigte kein Erstaunen, sondern eine, wie es schien große Befriedigung darüber, daß Harald vermählt gewesen war?

„Bitte, lesen Sie selber, Irmgard.“

Er zog sein Taschenbuch hervor, entnahm ihm die beiden Briefe und den Trauschein und reichte alles Irmgard hinüber. Dann lehnte er sich in den Biedermeiersessel zurück und begann ihr Mienenspiel zu beobachten. Er kannte sich in Frauennaturen absolut nicht aus. Die einzige Frau, die in seinem Dasein Bedeutung gewonnen hatte, war Thea Gröning gewesen. Irmgard Vöhnstädt hatte seinen Bruder geliebt, bewahrte dem Toten — das wußte Fred noch — immer ein heißes, treues Gedenken — und blieb doch so gelassen bei der Nachricht, daß er der heimliche Gatte einer anderen gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsreisezeit in Oberbayern.

Von Paul Böhrisch (Berlin).

Wer in diesem Sommer zur Scholung nach Oberbayern reist, muß sich auf Umständlichkeiten und Scherereien gefaßt machen. Das ist selbstverständlich und liegt in den Verhältnissen begründet. Die ganze Lebensmittelartenwirtschaft ist besonders für den Touristen, der frei und ungebunden sein möchte, eine große Last, die er selbst droben in den Schutzhütten nicht los wird. Aber sie muß halt getragen werden, denn es geht nun einmal nicht anders. Damit muß sich jeder von vorhernein abfinden. Hochtouristen mache ich ganz besonders darauf aufmerksam, daß sie nicht etwa in dem holden Wahn zu frageln anfangen, droben, über 2000 Meter und so, gebe es wohl keine „Regelung“, oder dort komme es wohl so genau nicht darauf an. Die bayerische Regierung ist mit ihren Maßnahmen bis hinauf in die Wolken gestiegen, sie hat die höchsten Berggipfel erklommen, und wer in einer Hütte Fleisch essen will, bekommt es unter keinen Umständen, wenn er nicht zuvor den betreffenden Abschnitt seiner Lebensmittelkarte abgeliefert hat, der auf 120 Gramm lautet. Also, ihr, die ihr aufsteigt, laßt alle Hoffnung fahren!

Daß man sich Brot und Seife mitnimmt, ist dringend anzuraten. Auch Maggiwürfel lassen sich leicht befördern und immer verwerten. Bis zu einem gewissen Grade kann man sich noch in München für die Weiterreise versorgen, aber es könnte, besonders jetzt im Juli, der Fall eintreten, daß auch dort manches ausgeht. Im übrigen zahlt man dort nicht weniger als daheim.

Wichtig ist ferner die Frage der Lebensmittelarten. Natürlich läßt sich jeder zu Hause amtlich bescheinigen, daß er kein Brot, keine Butter, kein Fleisch und, was sonst noch in Frage kommen mag, mehr bezieht. Diese Bescheinigung ist die Voraussetzung zu allem, was man in Bayern haben will. Leider aber erweist sie sich praktisch oft nur als ein Stück Papier. Und damit komme ich auf ein weniger erfreuliches Kapitel.

Auf Grund seiner Abmeldung wird jedermann in Bayern Brot- und Fleischmarken bekommen. Auf Butter und Eier darf er durchaus nicht rechnen, denn zunächst muß die einheimische Bevölkerung befriedigt werden und bei der großen Knappheit bleibt für die Fremden wenig übrig. Wer nun einige Zeit an einem Ort auswärtig ist, für den wird sich die Dinge ganz glatt ab. Ein Tourist aber wandert. Er ist heute hier, morgen dort. Er hält sich nur vorübergehend an einem Ort auf. Und da beginnen die Schwierigkeiten, die Missverständnisse, die Neubungen und Auseinandersetzungen. Hier ist nämlich vieles unklar und willkürlich. Ein Gastwirt sagte mir rund heraus, er studiere die Bestimmungen schon seit vier Wochen, aber er finde sich nicht durch. An verschiedenen Orten wird der Fremde, der „Passant“, wie er in Oberbayern genannt wird, ganz verschieden behandelt. Am Chiemsee z. B. erklärte mir ein Gastwirt, als „Passant“ brauche ich, sondern ich Preuße sei, weder eine Fleisch- noch eine Brotkarte, am Starnberger See weigerte sich einer, mir ohne den Abschnitt einer Brotkarte auch nur ein Brötchen zum Morgenkaffee zu verabreichen.

Nun gibt es in Bayern sogenannte Landesmarken. Damit reist es sich sehr bequem. Aber nur für Bayern. Und so weit ich aus den widersprechenden Mitteilungen entnehmen konnte, auch für Sachsen und Württemberger, denn auch ihnen wird sie verabfolgt. Die Preußen gelten in Bayern als „Ausländer“ (diesen Ausdruck hörte ich wiederholt) und bekommen diese Landesmarken gar nicht. Die heimatliche Abmeldung aber kann mir als Tourist gar nichts nützen. Wenn ich sie vorzeige, bekomme ich darauf weder ein Stück Fleisch noch ein Stück Brot. Ich könnte dem Wirt ebensogut einen Trambahnschein hinhalten. Auf einem Bezirksamt (in Traunstein) wurde mir gesagt: „Der Gastwirt, bei dem Sie übernachten, ist verpflichtet, Sie für den betreffenden Tag zu versorgen.“ Das leuchtet ein. Zumal wenn man hört, daß er gegen eine Bescheinigung meinerseits das, was ich an Brot und Fleisch verzehr, von der Gemeinde eracht bekommt. Aber praktisch tritt doch bei einem echten Touristen täglich der Fall ein, daß er den Gasthof, in dem er übernachtet, am Morgen wieder verläßt. Kommt er nun in einen anderen Ort, so beginnt die Schererei von neuem. Zwar kann er sich eine sogenannte Tageskarte (man sieht, an Abwechslung fehlt es nicht) ausspielen lassen; die würde dann für den betreffenden Tag gelten. Aber ich muß bekennen: in keinem einzigen Fall



Unser Wissen ist Vermutung und unser Tun ist Streben.

konnte ich sie bekommen. Entweder war der Wirt gerade aus-
gegangen oder der Gemeindevorsteher, der die Karten in Ver-
wahrung hat, war über Land, oder die Karten waren selber
ausgegangen. Kurzum: es klappte nie. Besonders lehrreich
war der Fall in Marquartstein, nicht weit vom Chiemsee. Die
Wirtin, ein besonderes großes Frauenzimmer, wollte nur
gegen Landesmarken etwas verabreichen. Es war umsonst,
dass ich ihr klar machte, als Preuße befomme ich keine bayeri-
schen Landesmarken. Sie verwies mich an den Gemeindevor-
steher. Der wohnte eine gute halbe Stunde entfernt. Ich be-
suchte ihn, obwohl vom Marsch ermüdet, noch abends gegen
10 Uhr. Der verwies mich an die Wirtin: sie sei verpflichtet,
mich als "Bastian" mit Brot und Fleisch zu versorgen. Die
Tageskarten habe der Lehrer in Verwahrung, nicht er. Der
Lehrer aber wohnte fast eine Stunde entfernt in Grassau und
war nur am frühen Morgen vor Schulbeginn, also vor 7 Uhr,
zu sprechen. Ich hätte also wegen einer Tageskarte schon am
frühen Morgen einen zweistündigen Marsch machen müssen.
Und wer weiß, was der Lehrer in Grassau zu antworten ge-
hadt haben würde! Das heißt also einfach den Touristen aus
Bayern hinaus ekeln. Ich fürchte, einen solchen Fall wird
jeder erzählen können, der heute als Tourist in Bayern
wandert.

Viel kommt bei so unerquidlichen (aber, ich gebe es gern
zu), nicht immer vermeidlichen) Zuständen auf die Personen
an. Die grobe Wirtin in Marquartstein hatte gleich den "Sa-
preußen" bei der Hand. Im allgemeinen aber lässt sich sagen,
dass gerade in Bayern ein freundlicher, entgegenkommender
Ton über manches hinweghilft. Auch erhält man hier und
da einen guten Rat, wie man es praktisch anzufangen hat.
Kurzum: man weiß sich gegenseitig einzurichten, und das ist
viel wert. Eine Regelung der Ernährungsfrage mit beson-
derer Berücksichtigung des nichtbayerischen Touristen seitens
der bayerischen Regierung steht indessen noch immer aus, und
das sollte man eigentlich doch nicht für möglich halten an-
gesichts der Tatsache, dass gerade die Touristen den Hauptbe-
standteil des bayerischen Reisepublikums bilden. Würde die
Berliner Zentrale die Überweisung der angeforderten Lebens-
mittel für die zuzandernden Fremden rechtzeitig in die Wege
geleitet haben, so würde wohl der Verabreichung von bayeri-
schen Landesmarken auch an die Preußen nichts im Wege ge-
standen haben. So aber kann man es Bayern nicht gut zu-
muten. Die Frage richtet sich also auch hier wieder nach
Berlin.

Die Umständlichkeiten der Anmeldung und Abmeldung
an dem Ort, an dem man sich aufzuhalten gedenkt, muss man
natürlich mit in den Kauf nehmen. Leider wird das Publi-
kum aber vielfach ganz ungenügend bedient. In Berchtes-
gaden z. B. besorgen ein vierzehnjähriger Junge und ein
Greis die Kartenausgabe. Der Junge macht seine Sache
recht gut; er ist wohl der jüngste Kommunalbeamte, den wir
in Deutschland haben. Der alte Mann aber, der ihn unter-
stützen soll, dürfte sicher die ungeeignete Person im ganzen
Städtchen sein, wenigstens nehme ich das zur Ehre der
Berchtesgardener an. Es ist unverständlich, wie die Ver-
waltung einer Stadt, die sich doch sonst auf ihre Fremden so
viel zugute tut, so wenig Rücksicht auf sie nimmt.

Ist auch das lange Stehen und Warten, insbesondere
für Damen, sehr peinlich und in den meisten Fällen bei ge-
nugender Organisation und gutem Willen durchaus vermeid-
lich, so kommt man schließlich doch zu seinem Recht. Dafür
sorgt das Gesetz. Den Gastwirten jedoch ist man vielfach
auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Unter ihnen gibt es
eine ganze Anzahl, die den Kriegswucherern um nicht viel
nachstehen. Sie sagen sich: heute ist Krieg, da geht so vieles
drunter und drüber, wer will und kann im einzelnen nach-
prüfen, ob ein Preisaufschlag gerechtfertigt ist oder nicht,
ich schreibe es einfach auf den Krieg, es wird schon gehen.
Natürlich geht es. Es gibt Leute, die auch 2 M. für eine
Tasse Kaffee zahlen, wenn der Wirt so viel fordert. Dass
eine Tasse Kaffee, die in Berchtesgaden 30 und 35 Pf. kostet,
eine Stunde weiter, in Maria-Gern über in der Ramsau,
50 Pf. wert sein soll, dafür gibt es schlechterdings keinen ver-
nünftigen Grund. Beförderungskosten und dergleichen kom-
men hier gar nicht in Frage. Es ist ein reiner Willkürpreis.
Ebenso willkürlich ist es, wenn an ein und demselben Ort in
zwei Speisewirtschaften, die beide auf Touristenbesuch rech-
nen, der Kaiserschmarren einmal 1,20 M. und dann wieder
1,70 M. kostet oder die Fleischpreise bei gleicher Güte und
Menge um 30 bis 50 Pf. auseinanderstreben. Das hat

wieder mit der allgemeinen Teuerung noch mit der Beschaffung
irgend etwas zu tun, sondern ist in dem einen Falle nichts
weiter als ein ganz gewöhnlicher und ungerechtfertigter Ver-
such, sich den Beutel zu füllen. Viele Gastwirte nutzen die
Unsicherheit des Reisepublikums einfach aus und nehmen
es, woher sie's kriegen.

Leider machen die Hütten, soweit ich sehe konnten, keine
rühmliche Ausnahme. Wie ja überhaupt der Hüttenbetrieb
mehr und mehr von seiner so anheimelnden ehemaligen
Schlichtheit und Biederkeit einbüßt und infolge des Massen-
besuches von Touristen, die nie im Leben solche waren und
sein werden, immer mehr sich zum Hotelbetrieb "entwickelt".
Die schönen Zeiten, da man in einfachen und dennoch völlig
ausreichenden Verhältnissen auf dem Berggipfel übernachten
konnte, sind längst dahin. Heut muss alles "komfortabel" seia.
Es könnten Besucher ausbleiben, wenn einmal 1800 Mr.
hoch die Bahnstöcke fehlten oder wenn der Selt aus-
gegangen wäre. Und nur die wenigsten merken überhaupt
mit welchem billigen Plunder sie in Wahheit vorlieb nehmen.
Auf dem Herzogstand am Walchensee sah ich an einer Tafel
angeschrieben, dass das Aufbewahren eines Rucksackes für den
der die Spitze besteigen will, 20 Pf. kostet. Vom touristischen
Standpunkt aus finde ich eine solche Anschrift geradezu
empörend. Wenn ich in einem durchaus nicht billigen Gast-
haus wie dem eben genannten zu Mittag gegessen habe und
dann ein Stündchen ins Freie gehen möchte, um mir die
Aussicht anzusehen, so gehört es sich einfach, dass der so
genannte Haussdiener, oder wer es sein mög, meinen Ruck-
sack in Verwahrung nimmt, bis ich zurückkomme. Ich werde
ihm dann freiwillig einen Groschen oder zwei oder eine
Zigarette geben. Das ist aber etwas ganz anderes, als wenn
für eine Dienstleistung, die ja im Grunde gar keine ist, gleich
20 Pfennig verlangt werden. Was mag so ein Haussdiener
im Laufe der Woche wohl an Nebeneinnahmen auf solcher
Art haben?

Aber freilich: ich verkenne nicht, dass Leute in den Alpen
herumlaufen, die gar nicht verstehen, wie man sich so wega
20 Pf. entzünden kann. Sie verstehen nicht einmal die Frage-
stellung. Sie sind dieselben, die uns die Alpen verteuert und
— was noch viel schlimmer ist — stellenweise ungenügend
gemacht haben.

Doch dieses nebenbei. Es ist kein eigentliches Kriegs-
kapitel, sondern eines, dessen Stoff sich auch aus Friedens-
zeiten bestreiten lässt. Nur wirkt natürlich eines ins andere.
Viele der Gesplogenheiten, die heute aufkommen und sich
unter Hinweis auf den Kriegszustand durchsetzen, werden
im Frieden bleiben, und man wird sie so leicht nicht wieder
los werden.

Soll man nun geworden, der nach Oberbayern gehen
will, abreisen oder nicht? Im allgemeinen, glaube ich, soll
man es nicht. Ledermann muss sich heute in der Bedeu-
tungsfrau einschränken, mag es nun auf Reisen oder zu
Hause sein. Ledermann wird sich selber sagen, dass er sich
manches wird versetzen müssen, und er mag es mit sich und
seinem Magen ausmachen, ob er einige Entkehrung auf sich
nehmen will. Touristen sind bekanntlich gute Eßer; wer
den Tag über in der frischen Luft ist, bringt mehr Appetit
mit heim, als wenn er vom Bureau kommt. Ich habe aber
noch nicht gehört, dass ein Fremder in Oberbayern bußföh-
lich verhängt wäre, glaube auch nicht, dass die Unfall-
statistik der Alpen von dieser Seite aus bereichert werden
wird, nur dass man seinen Hunger nicht ganz stillen kann,
wie man gerne möchte, das wird geris oft vorkommen.
Zurückkehrende Touristen, die da erzählen, in Garmisch-
Partenkirchen oder in der Ramsau gebe es einfach nichts zu
essen, möge man nicht glauben. In der zahlreichen Gast-
häusern wird es immer wenigstens etwas geben. Diejenige
Sorte von Alpenbesuchern aber, die an allem herumhängt und
an einen bescheidenen bayerischen Gasthof Ansprüche
stellt, die sie allenfalls an das Adlonhotel in Berlin zu richten
hätte, diese Leute, die Gottes herrliche Natur unter dem Ge-
sichtspunkt der Veranung penieren, die mögen ruhig weg-
bleiben. Sie kommen diesmal bestimmt nicht auf ihre
Rechnung.

Vor allem aber gilt heuer mehr als je zuvor Jagd-
Mahnung: Tu Geld in deinen Beutel! Wer in diesem Som-
mer nach Oberbayern reist, muss auch wenn er zu reisen
versteht, darum rechnen, etwa zwei Drittel mehr als sonst
auszugeben. Viele mögen sogar das Doppelte brauchen. Auch
soll niemand glauben, dass es in abgeschiedenen Tälern und

aufgehalb des Kremdenstroms billig leben könne. Das ist ganz ausgeschlossen. Die Teuerung erstreckt sich über das ganze Land und bis in die letzten Dörfer.

Wenn also der Kremdenstrom nach Oberbayern zweifellos in diesem Sommer sehr stark werden wird, so wird eine gewisse Regelung und Verminderung doch immerhin unter diesem Gesichtspunkt eintreten. Im übrigen aber wird man es den Bayern nicht verdenken können, wenn sie in allen Fällen inangelnde Verpflegung Vorwürfe nicht ruhig einstellen, sondern auf Berlin verweisen und auf die dortige Zentralstelle, die auch in diesem Punkt der Ernährungsfrage versagt hat.

■ Bunte Welt. ■

Aus der Kriegszeit.

Der Streit um den Trones-Wald. Die Berichterstattung der Engländer und Franzosen über die Kämpfe an der Somme hat zu einer eigenartigen Meinungsverschiedenheit geführt, die noch zahlschreicher langwieriger Ausführungen auf beiden Seiten, trotz der Einholung von Sachverständigen, vuteilen und der Untersuchungen gelehrter Sprachforscher und Geographen noch nicht geklärt werden konnte. Und zwar handelt es sich diesmal weder um Politik, noch darum, wer von den Alliierten größere Heldentaten verrichtete, sondern um den Namen eines Wäldchens, das in den Kämpfen an der Somme eine nicht unbedeutende Rolle spielt und oft genannt wird. Es ist der Trones-Wald, der an dem englischen Kampfabschnitt liegt und daher auch in den englischen Generalsabschriften erwähnt wird. Nun erklären plötzlich die Franzosen, daß die englische Namensgebung irrig sei, da die Läufigkeit nicht Trones-Wald, sondern Tronos-Wald heiße. Diese an sich nicht besonders einschneidende Frage hätte auch weiter kein Aufsehen hervorgerufen, wenn die Franzosen nicht mit der Behauptung gekommen wären, der Arztum sei durch falsche Namensgebung in den englischen Generalabschriften erfasst. So geht der Streit nicht mehr um Tron oder Baumstumpf (die deutsche Übersetzung von Trones), sondern darum, ob die englischen Generalabschriften einwandfrei seien oder nicht. Die Engländer behaupten natürlich das Gegenteil, die Franzosen jedoch das Gegenteil. Nun ergreift auch die „Daily Mail“ zu dieser verwickelten Frage das Wort, indem sie erklärt: „Das englische Hauptquartier in Frankreich schreibt Trones-Wald, die Franzosen schwören, daß es Tronos-Wald heiße. Tatsächlich ist die leichte Schreibweise auch auf sämtlichen französischen Kriegskarten zu finden. Doch warum sollen gerade unsere Kartenzeichner sich geirrt haben? Ebenso leicht ist es möglich, daß die französischen Kartenzeichner einen Irrtum begangen haben. Darum müssen wir eine Korrektur ablehnen, so lange und nicht des Gegenteils einwandfrei bewiesen werden kann.“ Die französische und die englische Heeresleitung scheinen tatsächlich viel freie Zeit übrig zu haben. . . .

D'Annunzio im Kriege. Nach einer für seine Verhältnisse langen Spanne des Schweigens läßt Gabriele D'Annunzio der staunenden Welt der Alliierten endlich wieder eine seiner Neßlammittelungen aufkommen. Natürlich haben die französischen Blätter nichts Eiligeres zu tun, als sich mit Pahos und Leidenschaft der neuesten Aufführung des göttlichen Dichter-Kriegers anzunehmen, und das „Echo de Paris“ verkündet mit merassischem Stolz, daß es in der Lage ist, die Worte, die D'Annunzio ansäßlich eines Besuches, den er in Venedig von Maurice Barrès erhielt, sprach, aufs genaueste wiederzugeben. „Am Ufer der Kanals“, so erzählt Barrès, „liegt ein kleiner Palast, der den Besuchern der Lagunenstadt unter dem Namen Palazzino Rosso bekannt ist. Das Gebäude liegt am Ende eines schmalen Gartens, dessen Baumwipfel über einer marmornen Einfassung schwanken. Es ist poetisch und nur gerecht, daß der große Dichter diesen wundervollen Ort fand, um hier die durch seine Verwundung verursachten Qualen zu überstehen und sich für neue Taten zu sammeln. D'Annunzio ist bleich, nager, und sein rechtes Auge ist durch eine schwarze Linde verdeckt. Nach wenigen Worten erfahre ich, daß er nach den mehrfachen Untersuchungen durch die Ärzte die Hoffnung verloren hat, jemals die verlorene Sehkraft des Auges in vollem Maße wiederzugewinnen. „Schrecklich war“, ruft er aus, während drei Monaten im dunklen Zimmer zu verharren,

ohne Bewegung, den Visionen des Fiebers hingeggeben.“ Nach herzlichem Gespräch führt er uns in das erste Stockwerk, wo ein venezianisches Künstlerquartett seiner harrt, um ihn durch die Wiederholung der von ihm über alles geliebten älteren und modernen französischen Kammermusik zu erfreuen. Als das Konzert vorüber war, erzählt er von den Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um das Volk zur Teilnahme am Kriege anzuregen, von den Qualen der Ungewißheit, von dem endlichen Triumph seiner glühenden Propaganda, und er selbst vergleicht seine Tätigkeit, die das Volk aufwachen ließ, mit den historischen Reden der römischen Tribunen im 18. Jahrhundert. Dann wird er plötzlich ganz Dichter und berichtet mir über seine Arbeiten, die er während des Fiebers im Dunkeln mit hastender, nur vom Geist des Poeten geführter Hand niederschrieb, es sind die Werke seines schlaflosen Nachts, die Ausflüsse des Fiebers und des Deliriums, die tiefinnersten Erlebnisse seiner Fieberphantasie, die er demnächst in einem sicherlich einzigbastelebenden Buch unter dem Titel „Nocturno“ herausgeben wird. „Zum Aufruhrt im Dunkeln verurteilt“, erklärt er mit, „mußte ich gefühlsmäßig schreiben, ohne das Geschriebene gleich erkennen zu können, und so sind diese Schriften die Bekenntnisse der Nacht geworden. Wenn dann am Morgen meine Tochter mir das Geschriebene vorliest, bin ich selbst beim Anhören dieser Arbeiten zutiefst ergriffen! . . .“

Kriegsgedicht.

In Frankreich, in Frankreich
Da war es einmal schön,
Da sah man Wies' und Wälder,
Da sah man Berg und Höh'n.
Da kam die fleißige Verta
Und schoß einmal hinein;
Da waren Wies' und Wälder
Und alles kurz und klein.

In Rußland, in Rußland
Da war es öb' und leer;
Jetzt ist es noch viel über;
Es ist nicht lange her,
Da kam die fleißige Verta
Und tat nur einen Schuß,
Da ließen sie nach Hause
Voll Kummer und Verdruß.

In Serbien, in Serbien
Da gab's vi'l steile Höh'n,
Da war'n die steilen Pfade
Der Verte kaum zu geh'n.
Da kam die fleißige Verta
Und schoß in Hels und Höh'n,
Da war's in wenig Tagen
In Serbien nicht mehr schön.

Und Belgien und Belgien,
Das wunderschöne Land,
Fiel in den ersten Wochen
Schon in die deutsche Hand.
Auch hier zeigt Fräulein Verta
Sich fleißig und gewandt
Und schoß mit vielen Schüssen
Ganz mörderisch ins Lard.

Und England und England
Mit seiner großen Flott',
Das triet mit diesen Läntern
Nur grausam seinen Spott.
Es hat sie überlistet
Mit seinem schönen Geld.
Da kam die deutsche Flotte
Und zeigte sich als Held.

Italien, Italien,
Du wunderschönes Land,
Du liebst dich betören
Vom mächtigen Engeland.
Nach Österreich, nach Österreich
Da schicktest du dein Heer;
Da ward ein Teil vernichtet,
Der and're kommt nachher.

Kurt und Erika Hassenbach,
Bietrich a. Rh. 9 und 11 Jahre alt.